

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. * Nr. 50

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Alles stand einen Moment regungslos vor dieser neuen Überraschung. Aber der Martin krümmte sich zusammen und holte zum Sprunge aus. Er wurde augenblicklich von einem unüberwindlichen Haß ergriffen gegen diesen Menschen. Ein lang verhaltener Wutschrei ging ihm: „Ah, — der — hat — mir — g'fehlt!“ Dann brach er los gleich einem verwundeten Wild. Mit kühnen Sprünge war er über dem Mühlbach und eilte schnaubend am Heimbodel hoch und seinem Widersacher nach. „Martin!“ schrie die Lisbeth auf, „hilf, Himmel, — er bringt mich um!“ Sie hatte seine großen gutmütigen Augen noch nie heimlich wild gesehen. Aber schon waren die beiden im Wasser ver-

sunken.
vergessen
e. Minu-
Die Lis-
hatte sich
em Gott-
te aufge-
t, aber
lebte am
en Kör-
daß der
er Andre-
e stützen
e. Und
ognaher
noch im-
und hielt
ernd die
auf der

nach kur-
zeit, wa-
e wieder
en. Oben
der Lich-
vor der
linie lag
alle Feu-
er, und
war der
im dem
reicher
auf den

Die Erregung der Dorfbewohner hatte sich aufs höchste gesteigert. Mit vorgebeugtem Oberkörper verharrten sie stumm und verfolgten jede Bewegung der beiden Männer. Es galt Leben und Tod. Man war sich's bewußt und eine nervöse Verzerrte die Gesichter. — Nur das Flammengeprassel zu hören und das Krachen des Gefäßes.

Jetzt hatte er ihn eingeholt! Jetzt mußten sie aneinander geraten! Da ereignete sich das Schauervolle:

Gleich einer zornigen Nemesis züchte die Eisenbahn aus dem Tunnel heraus. Und in demselben Augenblick hatte sich der Brennerpeter auf den Bahndamm geschwungen.

„Rätsch—tsch—tsch—tsch!“ ging sie über ihn hinweg. Der Strolch war gerichtet.

Ein hundertstimmiges Geschrei ging durch die Volksschreien. „Der Brennerpeter war wieder da! Der Brennerpeter hat den Mühlhof angezündet! Der Brennerpeter, der Dorflump, — der den Forstwächter erschossen hatte, der Erzhalunke, er hat sich vor die Räder der Eisenbahn geworfen! — Aber der Martin lebt. Man hat es deutlich gesehen, wie er zurückgetaumelt ist. Der Müllermarke, dem man bitteres Unrecht getan hat, den sie unschuldigerweis eingesperrt hatten! Der Müllermarke lebt!“

Alles wartete auf Martins Zurückkommen. Alles schrie ihm entgegen.

Gleich und verstört wankte er zwischen den Tannen seinen Weg zurück. Er war wie zerschmettert von dem neuen Schicksalsstreich.

Die Eisenbahn hatte ihm sein Opfer abgejagt.

Ihm schwindelte jetzt bei dem Gedanken an seinen heißen und unbändigen Zorn und an seine fürchterliche Absicht. Er blickte dankbar zum Himmel, der in zwischen eine satte Blutröte annahm. Wie froh und glücklich mußte er sich fühlen, daß ein Mächtiger ihm nun in den



Der Schanplatz des Donauübergangs bei Ursova. (Mit Text.)

Arm gefallen war. Daß ein Höherer dieses Gericht hatte auf sich genommen. Wie, — wenn er seinen verhassten Gegner, der ja alle Schuld trug an seiner großen Schmach, an seinem Unglück, — wenn er ihn an der Schulter erfaßt hätte?! Wenn er ihn in besinnungsloser Wut niedergedrückt, ihn mit seinen derben Händen erwürgt hätte?! Er faßte sich an die Stirne. Seine gereizten

Nerven gaelten ihm eine schmutzige Zelle, ein niederes, vergittertes Fenster vor, ein Leben in Elend und Schande.

Wie aus einem giftigen Rebel tauchte ein grausamer, unbarmherziger Gerichtshof auf. Häßliche Erinnerungen, viele kleine Schmähungen und Bitterkeiten legten sich dumpf um seine Schläfen. Gerade als er beim brennenden Mühlhof wieder ankam, stürzte sein Wohnhaus zusammen. Auch die inzwischen zur Hilfe geeilten Feuerwehrmänner aus den Nachbardörfern konnten nichts mehr retten.

Der Martin sah die aufgeregte Menschenmenge. Er hörte sie brüllen. Sein eigener Name gellte ihm hundertfach in den Ohren. Er fühlte sich matt. Seine Knie begannen zu zittern. Er sah noch die Lisbeth mit dem kleinen Gottfried auf sich zukommen. Wie ein Betrunkener taumelte er auf den Platz und brach zusammen.

Drei Tage lag Martin Ohnmacht im Fieber. Sie hatten ihn in des Hagmayers Haus getragen. Der Hagmayerbauer und die Lisbeth hatten es so gewollt.

Täglich kam der Arzt. Es war ein leutseliger alter Herr, der mit den Bauern zu reden wußte und man hatte Vertrauen zu ihm. Aber das freundliche Greisenantlitz war ein ernster Schatten gegangen, als er den Kranken untersuchte. Martins Zustand war zweifellos bedenklich. Ein schlimmes Nervenfieber rüttelte an seiner zähen Natur.

Drei Tage und drei Nächte hatte die Lisbeth fast ununterbrochen am Lager ihres Mannes gesessen und auf jeden Atemzug geachtet, auf jedes Wort gehört, das der Kranke im Fiebertwahn über die schäumenden Lippen brachte.

Sie kämpfte. Wie eine Verzweifelte kämpfte sie mit sich, mit ihren abnehmenden Kräften und — um ihn. Am vierten Tage hatte sie ihn dem Tod abgerungen.

Es war in der zweiten Morgenstunde. Die Lisbeth war, überwältigt von Müdigkeit und dem dumpfen Denken nach schlaflosen Nächten, auf einem Stuhl ein wenig eingenickt und hatte ihren Arm leicht auf Martins Bett gestützt. Ein leises Geräusch schreckte sie auf und nun bemerkte sie, daß der Martin die Augen aufgeschlagen hatte und sie groß und fragend ansah.

Sie legte ihm stillschweigend und mit zarter Sorgfalt die warmen Kissen zurecht und nach wenigen Minuten war der Kranke wieder eingeschlafen. Aber es war jetzt ein ruhiger, gleichmäßiger Genesungsschlaf. Und die Lisbeth wußte nun, daß das tödliche Fieber überwunden war, daß es seiner kräftigen Natur nichts anhaben konnte, — daß er ihr erhalten blieb.

Eigentlich stand in diesen ersten Tagen ganz Furtmühlbach um Martins Krankenlager versammelt. Die Gemüter waren alle von der bänglichen Frage bewegt: „Der Müllermarke, wird er's durchhauen?“ Baghaft sprach bald der eine, bald der andere vor und erkundigte sich im Auftrage vieler. Und als eines Tags die Botschaft im Umlauf war: „Der Martin ist bei Besinnung und der Arzt hat Hoffnung!“ da atmete alles auf.

Während die Lisbeth ganz und gar in der Pflege um ihren kranken Mann aufgegangen war, zog sich der Hagmayerbauer in das obere Stockwerk seines Hauses zurück und räumte den jungen Leuten geräuschlos und in aller Stille seinen Platz ein.

Er erkannte sein Unrecht und wollte gutmachen. Sein starrer Sinn war gebrochen, sein harter, eigensüchtiger Bauernstolz erschüttert. Hatte er doch selbst, wenn auch nur für Minuten, unter der grausamen Last eines ungerechten, schweren Verdachtes gestanden. Hatte er doch an sich selbst erfahren, wie schnell die Menge dazu bereit war, aus einem ehrlichen Bürger einen Verbrecher zu stempeln, wie sich wenige unglückselige Momente zu einer ungeheuren Anklage aufwälzen.

„Schaut man halt allzeit gern auf andere. Braucht's halt oft lang, bis man die Demut lernt!“ tröstete der alte Mann sich selbst.

War es ein Zufall? Er konnte nicht an ihn glauben. Er mußte ihn als eine göttliche Fügung empfinden, als einen Fingerzeig. Er wollte jedem zurufen, der im Begriff war, einen Stein aufzuheben:

„Nimm ihn zur Seite, wenn du kannst, aber werf ihn nicht auf deinen Nachbar. Denn es gibt einen Zorn, der in törichter Verblendung die heiligen Bande der Natur zersprengt, und der Stolz ist ein eitler, nichtsnutziger Wurm, der sich selbst zerfrisst!“

Nun sah man den Hagmayer oft durch die Straßen und Felder gehen und an der Hand des Gottfriedle führen. Und die tiefen Linien, die das harte Leben auf seinem bartlosen Gesicht gegraben, waren nicht mehr so herb wie ehemals. Aus seinen Augen sprach die Zuversicht und um seinen Mund lagerte ein mildes Lächeln. Der kleine Gottfried war für den alten Mann wie eine Offenbarung. An dem fröhlichen, klaren Kindergemüt wurde seine Seele wieder stark und beseinsfreudig.

Was gab es nicht für wunderliche Dinge und Geschichtchen, die das kleine neugierige Büschlein noch nicht kannte! Was wußte

das schwachhafte Mäuschen für kluge Fragen zu stellen! Und Großvater wurde es nicht müde, sein Enkelkind einzuräuseln, die vielen geheimnisvollen Rätsel der Natur und des Lebens.

Noch war zwischen Vater und Tochter kein Wort von Vergebung oder Verzeihung gewechselt. Aber die Lisbeth hatte die Wandlung am Vater beobachtet. Sie wußte, wie nahe es ging, wie sehr er eine Ausöhnung herbeiwünschte. Sie wußte auch, die den kleinen Gottfried säuberlich gewaschen und geteigelt, täglich zum Großvater hinausschickte und ihm einen schönen „guten Morgen“ bestellen ließ. Und in diesen Tagen ging Martin seiner Genesung entgegen.

An einem warmen, lichtklaren Nachmittage war es nun, als der Hagmayerbauer aus dem Felde kam und direkt den Hof zum Rathause ging. Hier hatte er mit dem Schulz eine Unterredung.

Dann ging er nach seinem Hause und trat in die Stube, wo der Martin noch etwas blaß, aber schon bei guten Kräften, am Tische saß und lächelnd zuschaute, wie die Lisbeth und Gottfriedle kleine Figuren auf eine Schiefertafel malte. Gottfried sprang ihm entgegen:

„Großvater, kannst du mir einen Gaul machen oder eine Langsam und unbeholden ließ der Hagmayer seine Hand das des Knaben weiches Haar gleiten und sagte endlich, zur Vermeidung: „A tar's Büble, dein Bub. Und i dank' dir halt, mich hast net fremd g'macht dem Gottfriedle.“

Die Lisbeth konnte ihre Rührung kaum verbergen, als sie den Vater stehen sah in seiner eigenen Stube, aus der er sie so hinausgewiesen, wie er hilflos nach guten Worten suchte.

„Sollt' i dem unschuldigen Krampen sein Ahne' verweismen? Sollt' ich ihn ärmer machen als andere Kinder sind? I dinge das war kein gutes Wort, Vater!“

„Noi, noi — sell net; 'n gutes Wort war's net. I dank' dir nochmal, Lisbeth, daß du's halt fertig bracht — das gute Wort.“

Einen Augenblick später reichten die beiden Männer ihre Hände. Auf des Hagmayers Gesicht zuckte es und seine Augen waren feucht. Er konnte Martins Hand lange nicht freilassen und murmelte immer:

„Dir hab' i halt unrecht getan, Marte, — großes Unrecht, ein schweres Unrecht, jo, jo, — das muß 'n Wort sein ...!“

„'s hat halt so sein müssen, Vater“, tröstete der Martin.

„Jo, jo, hat halt so sein müssen! — Aber gelt, Marte, — untrübt mir versprechen: der Lisbeth soll kein Unget' g'schehn, dann in Menschenhand steht. Mein Hagmayer! tuß mir wohl annehmen. Weißt, — ist halt das Weibsvoll unserem Herrgott, der weil um einen Schuh näher als unjereins. Ist g'wiss' wär a meine selige Annamaria hat's auch so g'halten. Und's en Gottfriedle, a jo'n Büble, so'n lieb's ...! — Gottfriedle komm' mol' i dir a Gäule ...!“

Nun setzten sie sich um den Tisch. Und es war der Lisbeth, die das gelbe Bendelblech der alten Schwarzwälderuhr zum mehr so hohl und schwerfällig über die großblumige Tafel als sei ein froher, milder Schein eingedrungen in das liebe Schenktüchchen und verklärte freundlich den altväterlichen Hausvater.

Als gegen Abend der Deder-Andresel kam, fand die beiden Männer im lebhaften Gespräch über den rationellen Anbau von Feld- und Ackerland und eine dicke Tabakwolke schwebte behaglich über ihren Köpfen.

Der Andresel blieb unter der Türe stehen und rieb sich die Augen. „Seidasad am Bendel, — do steht's net lät! — Iden ja, — unser Herrgott hebt einem die besten Broden immer an. Lezt auf! Darf man denn einbrechen in den Hausfriedel?“

„Immer zuspaziert!“ rief der Hagmayer. „Du g'hörst dazwischen, wenn's richtig zugeht!“

„Das ist'n Wort, darauf geb' i dir d'Hand, Hagmayer.“

„Und i dir schon lang, Andresel!“

„I, do schlag doch gleich ...“, fuhr der Andresel in der Erstaunen fort. — „Hagmayerbauer, dö, daß i noch vertragen darf ...! Hast also deinen schlimmen Spruch z'rückzogen?“

Aber der alte Eigensinn ratierte schon wieder: „Nix hab' i z'rückzogen! Gar nix hab' i z'rückzogen in meinem Namen. I bin kein Hagmayerbauer mehr. Do bin d' Bauer, der Marte, mein Eidam ist jetzt der Bauer. Heißt mich beim Schulz und hab mein Namen abgeben und einen andern drüber g'schrieben.“ Und recht gewichtig und überlegen sprach hinzu: „Weißt, Andresel, — die Alten müssen den Jungen unter machen, das ist schon so in der Welt. Und der Marte wird in dem Haus keine Schand antun, und meinen Acker und meinem Acker auch net, so viel muß wahr sein. Und wenn's mal gradbode nachher sind wir Alten immer noch um den Weg und Biedel eingreifen, wo's not tut!“

Der gute, weißhaarige Andresel war außer sich und lachte kindisch vor Freude ob dieser glücklichen Umwandlung im Hagmayer.

Und er sah die glücklichen Augen der Lisbeth und patzte auf die Knie: „Hagmayer, das ist ein Spruch! Für die Welt — Kreuztuchhosenfädel! Dafür laßst mich gleich noch einmal 'n altes Plein' schimpfen, — 's tut mir nit. Jetzt verzeih' i dir alles — wader auf ein' Handschlag und für alle Zukunft! Und freu' dich schon dunderschlechtig! Sohlen möcht' ich, daß der alte Kreuzstod wadelt — jubuh! Und jetzt verlohnt sich's allweil noch'n bißel, das g'spässige Leben!“

In einer einzigen Nacht ward aus einem stillen, lieblichen Dörfchen eine wüste Unratsstätte, aus dem stattlichen Brennerhause — ein großer, schmutziger Steinhaufen. Schutt, Asche, Kohlenbunt lagerte am Heinbodel. Und die schönen Tannen, die gebirgsmark im Kreise, wie eine Schar hungernde Vögel, die müde und lebensatt ihre mageren Flügel hängen ließen. Angekohlte Balken, Tische, Stühle, Räder, zerbrochenes Gerät — alles lag wüst durcheinander, ein schauerliches Ende. Nur die eine rote Giebelseite der Scheune ragte warnend aus dem Trümmersfeld.

Das Mühlbachwasser gurgelte vorüber. Zerfallenes Gesträuch und das zerbrochene Mühlrad hemmten seinen Lauf, und dort. Es rannte über den Unrat und suchte sich neue Wege. Von dem Wohnhause war noch das ausgebrannte, geschloß geblieben. Seine Umrisse spiegelten sich schauernd in dem schmutzigen Wasser.

Aber um zwei hohle Fenster rankte ein Rebstock. Ein junges, zierliches Leben inmitten des Verfalls. Und die Lisbeth kniete vor dem feinen Wurzelstock aus dem Boden und verpflanzte die Pfingstrose in gesunde, ruhige Erde vor das Hagmayerhaus. Die Brennermühle war für die Dörfler ein Bedürfnis. Ritt sie ihr Korn stundenweit in die Stadt schaffen oder gar die Fein, bis alle drei Monate mal ein Müllertnecht durch das Dorf kam. Trotzdem mochte der Martin an keinen Wiederaufbau denken. Die alten Leute redeten: „Es war ein Sündenhof von Väter und es ruht kein Segen auf dem Boden.“

Der Schulz kam und sagte zum Martin: „'s gibt viele im Dorf, die 'n Gans halt'n. So eine Gans ist'n gar heisses Vieh. Es braucht Wasser und allbot auch ein gut' Stüd Grasboden...“

Und damit war das Schicksal des Mühlhofes besiegelt. Ein stiller Tag später, an einem Sonntagnachmittage war es, da verließ der Martin das Haus verlassen konnte und mit der Lisbeth auf der Bürgelhalde unter der großen Linde saß. Daneben saßen die beiden Alten, der Hagmayerbauer und der Deder-Andresel und disputierten gar weise über das Leben. Und der Gottfried rutschte stillvergänglich einen kleinen Abhang hinunter. Dann kletterte er ihn wieder hoch und freute sich und war zufrieden.

Der Martin und die Lisbeth schauten ins Tal. Still ruhte das Dörfchen. Stumm lag auch der Heinbodel. Kein Arthieb dröhnte. Kein Vogel sang. Alles lauschte. Sonntagsruhe überall. Nur der kalte Wind ging über die Heinbodeltannen und blies beim Mühlmühlhof die kalte Asche über die Felder.

Wieder war ein heimlicher Abend hereingebrochen. Wieder lag eine finstere Nacht hinterher. Es wurde noch stiller als bisher. Und nun tönte wieder das heimliche Glöckchen — dem Tal, so friedlich und zur Ruhe mahnend.

Man trat den Heimweg an. Der Hagmayer führte das Gottfried. An dem moosgrünen Steinkreuz kamen sie vorbei. Einen Augenblick blieb der Martin stehen und betrachtete es stumm. Er dachte immer, wenn er vorüberkam. Die Lisbeth unterstak den Arm. Aber der Bub fragte:

„Onkel Andresel, warum ist das Kreuz?“

Onkel Andresel besann sich, nahm seine runde Mütze ab und kratzte in seinen weißen Vorsten. Dann sagte er:

„Mein lieb's Gottfriedle, sell weiß ich selber net. Das schreibt sich so lang zurück. Es gibt Leut, die sagen: Zwei Ritter, von denen einer dem andern zuviel war auf der Welt, die hätten sich an der Stell' gegenüber g'standen. Andere wollen wissen: Der war nur ein einzelner gewesen, ein Mühlmüller, der sich selber an der Welt. Keiner weiß, wie es richtig ist. Nur so viel ist g'wis: Das Kreuz soll uns halt allweil zum Frieden mahnen und zur Unterordnung untereinander und keiner soll es vergessen, der vorüberzieht.“

Und der Ferne blinkte der Hohenneuffen zum letzten Male in dem finsternen Abend hinein und gerade lächelte die Sonne vom Heinbodel ihren Abendgruß zurück.

Wieder hatten der Martin und die Lisbeth sich heimlich und still die Hand gedrückt. Aber der Großvater nahm das verlassene Gottfriedle auf seinen Arm und küßte es. Und so gingen sie langsam zum Dörfchen hinunter.

Marie Fleuron.

Kriegsnovelle von M. Santowski. (Nachdruck verb.)

Wieder lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie sandte ihre heißen Strahlen der Erde genau so zärtlich zu — wie sonst auch, gleichsam, als wäre nichts geschehen, als ginge sie der furchtbare Kampf, der heute dort unten wieder getobt hatte, gar nichts an.

Und doch war Bedeutesendes geschehen, die Höhe... war von den Deutschen gestürmt, diese Höhe, auf welche sie es schon längere Zeit abgesehen hatten — und die von den Franzosen bisher gehalten worden war. Dem alles niederreißenden Sturmangriff der tapferen Truppen hatten die Franzosen aber nicht standhalten können. Zwar setzten zu Beginn des Angriffs ihre Maschinengewehre zielsicher ein, da fielen Sachsens blonde Söhne, hier einer, da einer — aber heldenmütig rasten die anderen vorbei an den Gefallenen — erstürmten mit Helkenmut den ihnen gegenüber liegenden Hügel.

Die Höhe war genommen! Schmeichelnd glitt die Sonne vor einem der stillen Schläfer zum anderen. Bei einem, der ganz abseits von seinen Kameraden an einem grünen Abhange lag, machte sie halt, — der da, der war ja nicht tot, der lebte ja noch. Frau Sonne glitt zögernd über ihn her, küßte die feuchten blonden Lippen und die geschlossenen Augen — aber selbst ihr heißer Kuß konnte ihn nicht aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken. Da sandte sie ihre Boten weit fort, um Ausschau nach Hilfe zu halten — und ein kleiner Sonnenstrahl erhaschte ein junges, blondes Mädchen, das tief unten das Tal durchschritt. Und der goldene Strahl lodte — lodte...

Das blonde Ding aber war die kleine Marie Fleuron, in deren zerflossenen Dörfchen die freundlichen Sachsen vor dem Sturmangriff lagen — und die mit manchem von ihnen gute Freundschaft geschlossen hatte. Und einer war unter ihnen gewesen, der war so stolz und unnahbar, daß er die stille Verehrung der Kleinen gar nicht bemerkt hatte. Seine Kameraden aber sagten, daß er weder stolz noch hochmütig sei, sondern im Gegenteil herzensgut, nur ein Träumer, der mehr im Himmel als auf der Erde lebe, das bringe so sein Beruf als Geigenkünstler mit sich. Die kleine Marie wußte, daß ihre Freunde die Anhöhe gestürmt hatten — und nun die Franzosen verfolgten, verkommen schaute sie hinauf. Dort oben, wo die ganze Nacht bis in den hellen Morgen hinein das grauenhafte Kampfgetöse getobt hatte, war es jetzt still — ganz still...

Und der Sonnenstrahl lodte stärker und stärker. Da kletterte das junge Ding den steilen Hang hinan und schiedte die Augen spähend in die Weite. Wo mochten sie jetzt sein, die Tapferen?

Plötzlich schrie sie zusammen, drang da nicht ein Stöhnen an ihr Ohr? Furchtsam ging sie den wehen Tönen nach — und stand entsezt still, der, den ihr junges Herz so sehr verehrte — dort lag er starr und unbeweglich. Marie riß sich zusammen, sie hatte ihn doch stöhnen hören, also mußte doch auch noch Leben in ihm sein, zitternd beugte sie sich zu ihm herab — und wollte fast aufjubeln — er atmet, wenn auch nur ganz schwach.

So rasch die Füße sie trugen, eilte Marie nun ins Dorf und holte den alten Jean Baptiste, den Kuhhirten, und mit Unterstützung aller Kräfte schafften ihn die beiden ins Dorf. In Mariens halbzerflossener Hütte betteten sie ihn in weiches, weißes Linnen. Leise setzte sich das junge Mädchen an sein Lager und schaute still auf die bleichen Züge.

Würde der alte Arzt des Nachbardorfes, zu dem sie Jean Baptiste geschickt hatte, auch kommen und dem Armen helfen? Betend faltete sie die kleinen Hände, aus frommem kinderreichem Herzen stieg das Gebet empor zu der Schmerzreichen, deren Namen sie trug.

Hatte ihr Gebet solche Kraft, wurde es so schnell erhört? Der Kranke schlug die Augen auf — und blickte erschaut das Mädchen an. Doch dann schienen heftige Schmerzen sich seines zu bemächtigen, die blauen Augen wurden ganz schwarz und der Mund verzerrte sich vor Qual. Marie sprang auf: „Kann ich Ihnen helfen, kann ich irgend etwas für Sie tun?“ fragte sie atemlos. Entsezt taumelte sie aber zurück, aus des Verwundeten Stöhnen waren die Worte: „Ein Ende möchte ich machen, gib mir doch einen Revolver, Mädchen“, an ihr Ohr gedrungen.

Da brach aus Mariens Augen solch frommer Vorwurf, daneben aber auch ihre große heilige Liebe zu ihm, daß sich das junge Geigerschmerzverzogene Züge glätteten, als hätten weiche Mutterhände seine Stirn gestreichelt.

„Möchtest du denn — ich sollt' gesund werden?“ fragte er leise — und ebenso leise bejahte es Marie.

Als sie ihm aber noch ein paar liebe Worte sagen wollte, war der Kranke schon wieder bewusstlos. Schier unheimlich wurde es der armen Marie. Was sollte sie tun? Jean Baptiste

blieb gar so lange — da hörte sie schwere Tritte, — der Alte trat mit deutschen Sanitätsmannschaften ein.

Jean Baptiste hatte ihnen, die auf Höhe . . . ihrer segensreichen Tätigkeit nachgingen — in richtiger Erkenntnis der Sachlage —

Mitteilungen von der Auf-
findung ge-
macht, und so
mußte Marie
es nun schwei-
gend dulden,
daß ihr gelieb-
ter Kranter
auf die Bahre
gelegt — und
ganz behut-
sam fortgetra-
gen wurde.

Berschüchtert
ließ das junge
Mädchen hin-
ter der Bahre
her, von den
erstaunten

Blicken der
Krankenträger
nahm sie keine Notiz. Erst als einer, ein blonder, gutmütiger
Riese, sie fragte, was sie denn eigentlich mit dem Mitlaufen
bezwecke, erklärte sie ihm, daß sie nicht eher in ihr Heimatdorf
zurückkehren würde, bis sie wisse, was der Arzt gesagt habe.

Noch erstaunter blickten da die Träger auf das junge Ding,
welches so rein und glatt deutsch sprach, als wäre sie eine Lands-
männin von ihnen. Und so war es auch. Auf Befragen erzählte
Marie, daß ihre verstorbenen Eltern Deutsche gewesen. Nach
ihrem Tode war sie von der Schwester der Mutter, die an einen
Franzosen verheiratet war, aufgenommen worden.



Englischer Infanterist mit einem der neuen Schutzhelme
gegen betäubende Gase.

(Nach einer Abbildung aus „Illustrated War News“.)

die Träger zu dem entfernten Kriegslazarett gekommen, und
Marie kehrte auf Anraten der freundlichen Helfer wieder in ihr
Heim zurück. Morgen um die gleiche Zeit sollte sie sich über den
Zustand Hans Eilers, so hieß ihr Schützling, Bescheid holen.

Schon lange vor der festgesetzten Zeit stellte sich Marie Fleuron,
die eigentlich Marie Rutherford hieß, ein, da erfuhr sie, daß der
junge Geiger sehr schwere Verwundungen erlitten hatte. Drei
Einschüsse waren es, die den Darm unzählige Male durchlöchert
hatten und nun eine Operation unbedingt erforderten. Wie
mit Messern schnitten diese Worte in Mariens Herz, fließend bat
sie den freundlichen Mann, ihr doch hier täglich Nachricht zu geben
— und gerne versprach er es ihr.

Nun kamen bange Tage. Die Operation verlief gut, aber
würde der geschwächte Körper sich auch durchbringen können?

Nur ein Wunder könnte ihn retten, hatte neulich der Wärter
sagt, da betete Marie heißer und inniger denn je.

Täglich stellte sie sich ein, sie scheute nicht Wind und Wetter
nicht den weiten, beschwerlichen Weg. Und eines Tages,

waren sie
ins Land
gegangen,
konnte ihr
freundliche
blonde
glückstrahlend
mitteilen,
ihr Schütz-
ling nun außer
aller Gefahr
— und sie
gen gerne
mal spre-
chen möchte.

Da er-
starrte die kleine
Marie fast
heftiger
damals, da
Hans Eiler
bevorstand.

Die serbische Stadt Kislub, die alte Hauptstadt Mazedoniens. (Mit Text.)



Abhang fand. Was würde er sagen, wie würde er ihre Teilnahme
aufnehmen? — Ganz langsam, als wären die Füßchen mit
erschweren Lasten beschwert, ging Marie heim.

Mitten aus Schutt und Geröll, inzwischen zerstörterer Bau-
häuser, reht sich der schlante Turm der Saint Stephans-
kirche, dieser uralten Kirche, die der ganze Stolz des harten,
Bauerngeschlechtes war, und jetzt gleichsam die Hinfälligkeit
Bestehenden kennzeichnet. Der Turm steht, aber die Kirche
ist durch deutsche und französische Granaten verwüstet. Von
bunten prächtigen Kirchenfenstern blinzt nur noch ein einsames

Die Sonne sendet ihre Strahlen, die ausschauen, als
sie sie zuvor hineingetaucht in all das junge warme Menschen-
das auch heute wieder irgendwo da draußen gelassen ist
gerade durch dieses eine Fenster. Sie zwingt in ihren Blick
gerade die eine
Ecke des Kirch-
leins, die sonder-
barerweise auch
verschont ist, —
den Hochaltar.

Und hier in die-
ser wundervollen
Zusammenstel-
lung von Gold
und Marmor und

Lapis-Lazuli
blinzt und blinzt
noch alles wie zu-
vor. Hier grüßt
noch immer die
Madonna mit der

Strahlenkrone
und hält segnend
über dem blon-
den Haupte der
Anjenden den
Erlöser der Men-
schen.

Mit Rosen, mit
roten Rosen hat
Marie, die Ecke
der Heiligsten ge-
schmückt, und in
tiefster Demut
fleht sie jetzt zu
der Allgütigen.

Wunderbare ge-
stärkt erhebt sich
endlich das Mäd-
chen, sie weiß es,
die Madonna wird
ihre beistehen —

und die Füßchen, die gestern so schwer gingen, die fliegen
fast über den beschwerlichen Weg. — Und nun ist Marie
langt. Ihr blonder Führer erwartet sie und führt sie durch
hölzerne Bauten in einen schattigen Garten. — Dort sitzt, hat,



Boris, Kronprinz von Bulgarien.

Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

am in Betten und Dedden eingehüllt, ihr Schüßling. Als ihm nun aber gegenübersteht, verläßt sie all ihr schöner — Schüchtern streckt sie ihm nur eine rote Rose hin, die ihr



Die von den Franzosen und Engländern zerstörte Kirche von Tholus bei Arras.

Madonna zuvor segnen mußte. Über die Züge des jungen Geistes liegt ein frohes Lächeln, ihm ist dieses süße, verlegene kleine da keine Fremde — die Wärter haben ihm alles erzählt. Er ruft sie zu sich: „Komm doch bitte her, Marie, ich muß dir für alles danken, — wenn du mich nicht gefunden hättest, dann so lieb und gut zu mir gewesen wärest — ja, wer weiß, wo ich dann heute schon läge. Und ein bißchen schade war's doch, daß ich mich gewesen, gelt?“

„Ich auch den Himmel mehr stürmen kann, — Künst, meine hohe, die Göttin, — und du, treues, aufopferndes, ihr werdet mir noch Schöneres im Leben. Und nun geht's bald heim zu meinem lieben Mutterl, der du den neu geschenkt hast.“

„Anst zieht der junge sein Lieb an sich: Marie, und du gehst mit, du wirst deinen Ring doch nicht allein lassen, oder wie ich sagst mich am End gar — und's war vielleicht noch anderer, für den betet hast, du liebes, Mädel, du?“

Antwort aber schien die Teile befriedigend fallen zu sein. . . .

zwei junge, selige Menschen hielten sich innig umlangen und träumten dem strahlenden französischen Himmel von der ist, — träumten von

urakten Sachseineichen, von rebenumkränzten Moselbergen — und von fernem glücklichen Tagen — in denen die heilige Kunst mit der Liebe Hand in Hand gehen würde.

Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Von Francine Mannjourn. (Nachdruck verboten.)

Unter den neun Buben, die der Tischlermeister Slezak stolz sein eigen nannte, war der Franzl der aufgeweckteste von allen, freilich auch der größte Spitzbube unter ihnen! Wo immer ein toller Streich von der Bande verübt wurde, wie der Vater seine Bubenschar nannte, war sicher der Franzl der Anführer gewesen, und niemals leugnete er seine Schuld. Wahrheitsliebend war er und stolz!

„Völlig beseffen vom Hochmutsteufel“, meinte die Mutter in den Stunden, wo Franz die väterliche Zuchttrute zu spüren bekam und nicht zu bewegen war, um Verzeihung zu bitten!

„Habe ich Strafe verdient, dann strafe mich eben“, sagte er dann, wenn Bitten das Strafen erlassen kann, habe ich ja nicht gefehlt!“

Vater und Mutter waren über diese Worte ganz verblüfft.

„Einen eigenen Schädel hat er halt“, sagte der Vater, und die Strafe fiel für Franzl nicht gar zu arg aus!

Als er in das Alter kam, wo er sich für ein Handwerk entscheiden mußte, hätte der Vater ihn gern in seine Werkstätte genommen; aber Franzl zeigte keine Lust, in die väterlichen Fußstapfen zu treten. Die



Die Mutter des General-Feldmarschalls v. Madsen vollendete kürzlich ihr 89. Lebensjahr. Der General-Feldmarschall ist ihr ältester Sohn.



Ein „Warenhaus“ auf dem westlichen Kriegshauptplatz.

Luftschiffahrt fing an, ihren Siegeszug anzutreten, und Franzl war Feuer und Flamme für diesen neuen Wissenszweig! Fliegen, frei in der Luft, die höchste Seligkeit dünkte ihm dies, und das dies nur durch die Mechanik zu erreichen war, entschloß er sich eben, Mechaniker zu werden. Er war ein guter Zeichner, ein genauer Arbeiter, kurz zu allem zu brauchen, um sein Ziel zu erreichen.

Umsonst vergoß die Mutter die bittersten Tränen, wenn sie sich vorstellte, daß ihr Franzl auf so einer Gondel da in der Luft umhersegeln wollte; das schien ihr noch ärger und gefährlicher, als Matrose zu werden. Das hat man von den Buben, jammerte sie dann; ob ein Mädel auf solche Ideen kommen würde, und heftiger weinte sie in ihre Schürze! —

Der Vater gab nach. Er kannte Franzl mit seinem eisernen Kopfe, da war nichts auszureden. — Franzl lernte brav, dazwischen setzte er seine Studien fort; er wollte Ingenieur werden, das war sein heimlicher Traum! Jede freie Minute sah er über seinen Büchern, und schlecht sah es in diesen schweren Lern- und Arbeitsjahren um den Burschen aus! — Als er endlich so weit war, um den ersten Aufstieg — als Begleiter selbstverständlich vorderhand — zu machen, klopfte sein Herz zum Zerspringen! Theoretisch beherrschte er Fahrzeug und Luft; nun kam die Praxis, er sollte die Früchte seines Studiums jetzt pflücken.

Verauscht kam er von seiner ersten Fahrt heim. Wie ein Traum erschien ihm alles! War er es wirklich, der da die Luft durchschnitten hatte? — Vater unser, der du bist in dem Himmel ... betete er unwillkürlich. Als Kind hatte er immer den Wunsch gehabt, in den Himmel fliegen zu können, um nur ein klein wenig hineingucken zu können. Jetzt hatte er die Wollen gekreuzt und war dem lieben Gott ein Stück nähergekommen.

Nicht genug konnte er Vater, Mutter und den Geschwistern davon berichten, als er Sonntagabend am Familientisch erzählte. Mit offenem Munde hörten ihm die Geschwister zu. Die gute Mutter weinte zwar wieder, aber der Stolz über den Mut ihres Jungen leuchtete doch in ihren Augen! Der Vater blieb stumm und blies den Rauch seiner Pfeife in langen Zügen von sich. —

Franzl machte weitere Fortschritte und wurde bald eine Persönlichkeit. Seine Flüge wurden immer waghalsiger, immer ausgedehnter. Preis um Preis fiel ihm zu, er bekam Schüler über Schüler. Konnte sich ein eigen Luftzeug bauen, erfand kleine Verbesserungen und war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Vergebens beschwor ihn die Mutter, nicht so waghalsig zu sein, aber Franzl küßte nur die Mutter, sagte lachend: „Mir geschieht nichts, Mutter! Unser Vater im Himmel beschützt mich. Du siehst es ja, Mutter, du mußt es doch fühlen!“ —

Und dann küßte ihn die Frau und drückte seinen blonden Kopf an ihre feuchte Wange. —

Da brach der Krieg aus! Franzl war einer der ersten, deren man bedurfte. In der Tischlerfamilie hatte die Mobilisierung die größte Aufregung hervorgerufen. Sieben Buben waren Soldaten, siebenmal wollte das arme Mutterherz aufschreien und siebenmal mußte sie lächeln im bittersten Schmerz. — Am schwersten wurde ihr das Lächeln beim Abschied vom Franzl. — Immer und immer hielt sie ihn umklammert, bis Franzl sich losriß!

„Aber Mutterl, mir geschieht nichts! Unser Vater, der im Himmel ist, schützt mich doch, du weißt es ja! Sei nicht so Kleinmütig!“

Franzl zog mit seiner Abteilung dahin. Er war mutig und unerschrocken. Er konnte Karten lesen wie feiner, hatte Fallenaugen und einen Orientierungssinn, der die Bewunderung seiner Vorgesetzten erregte! Man vertraute sich blind seiner Führung an, und er hatte Glück! Nie kam er ohne wichtige Botschaften zurück und immer schwierigere Aufgaben vertraute man ihm an.

Eines Tages machte er mit seinem Hauptmann einen Aufstieg zu einem Erkundungsfluge. — Sie kamen dem Feinde immer näher, die Kugeln pfliffen zu ihnen herauf.

Franzl lachte nur darüber.

„Weiter“, befahl der Hauptmann; stolz fuhren sie im Geschützfeuer dahin.

„Ich muß auch die Aufzeichnung machen, und wenn es unser Tod ist“, sagte der Hauptmann, und Franzl nickte nur.

„Tiefer gehen?“ fragte er. —

„Ja!“

Franzl ließ sich fallen. Nun kamen sie in einen wahren Regengarten hinein. Der Hauptmann arbeitete, er schien nichts zu sehen und zu hören; Franzl war gespannte Aufmerksamkeit. Er wußte, es ging auf Leben und Tod! —

Was war das? — „Herr Hauptmann!“ schrie er auf. Ein Luftzeug kreiste über dem ihnen.

Im Nu wich Franzl zur Seite und wie Likhovs wilde Jagd ging es nun los. Franzl sah und hörte nichts mehr. Vater unser, der du bist in dem Himmel ... war sein einziger Gedanke.

Er fühlte, daß ihn ein kaltes Etwas gestreift, er achtete es nicht, er fühlte mehr, als er es sah, daß sein Hauptmann getroffen

sei ... Vater unser, der du bist in dem Himmel! Lasse nicht dem Feind in die Hände fallen, lieber tot ...

Schon sah er seine Vorpostenfette, noch einige Minuten, noch Sekunden, jetzt, jetzt ... Vater unser, der du bist in dem Himmel, gelobt seist du! Gerettet — deutsche Erde! ...

Als Franzl zum Bewußtsein kam, lag er im Spital, ganz gebunden, und konnte kein Glied rühren. Allmählich erst kehrte das Bewußtsein zurück. „Was ist geschehen? Wo bin ich?“

„Im Lazarett!“

„Wo ist mein Flugzeug, mein Hauptmann?“

„Der Hauptmann ist tot. Das Flugzeug total zererschossen. Sie wie durch ein Wunder gerettet!“

„Die Aufzeichnungen?“

„Hatte Hauptmann an seiner Brust geborgen!“

„Was fehlt mir?“

„Nur Arm- und Beinbruch. In ein paar Wochen sind hergestellt!“

„Kein Krüppel?“

„Nein!“

„Werde ich wieder zum Flug gehen können?“

„Ja, sobald Sie gesund sind, sofort!“

„Gottlob!“ erwiderte Franzl glückselig und sank in die Kissen zurück. —

Einige Wochen später trat Franzl, mit dem Eisernen geschmückt, auf zwei Stöcke noch gestützt, in das Zimmer der Lehrerwohnung, wo die zwei alten Leute und die beiden jüngsten Herzen der Mutter lag wieder Franzls Kopf und wieder Muttertränen in die Wirtschaftsschürze; diesmal waren es Freudentränen und Vaters Pfeife stieß wieder bide vor sich, als Franzl nach dem ersten Begrüßungsturm zum zählen kam!

Vater unser, der du bist in dem Himmel ... so andächtig noch nie betete an diesem Abend die Familie die Worte des

Die Wiederkehr des Briefes.

Von Johanna Zunt-Friedenau. (Nachdruck von ...)

In der Gegend der Universität, in dem Studentenviertel, Karl- und Marienstraße, schlugen in der Friedenszeit die Buchhändler gern ihren Stand auf. Auf den kleinen Ständen lagerte allerlei bunt durcheinander. Wertvolle Bücher und leichter Lektüre und leichtem Kram. Billige Preise loden, Bücher verführten zum Kauf. Manch schönes Werk, das der Sinn oder die Not eines Jünglings der Alma mater verschleudert findet hier noch einmal Hände, die es gern nehmen und wert

Des Krieges Wirren ließ mich ein kleines Paket von solchen Wagen ganz vergessen. Zwischen zwei Bänden Mörtel fand ich fast zufällig ein dünnes Buch. Blaugrau, mit Stodfleden bedeckt, „Liebes- und Freundschaftsbriefe“ kündigt die Aufschrift des Deutlich und französisch. Von Gustav v. Et. 1815.

Gerade ein Jahrhundert! Wessen Finger mögen die durchblättert und die Striche an den Rand gezeichnet haben in sehr gefühlvollen Stellen: Ausrufungszeichen! Sonderbar der Stil jener Tage an. Es ist die Zeit der leidenschaftlichen gespannten Schreibweise, die heute nur Spott oder ein mitleiderregendes Lächeln erregt. „Das Jahrhundert des Briefes, der beglückte weißschweifigen Redseligkeit“. Langsamfahrende Postkutschen mit schmetterndem Signal in die Stadt einzogen, Hausherrn langer Pfeife, die bedenklich die Postbeutel öffneten und gewöhnlich ihren Inhalt verteilten, stehen vor unserem geistigen Auge. Wenn Wandlungen hat das Briefschreiben seitdem durchgemacht!

Interessant ist's, wie im Jahre 1815 ein Leutnant Geliebten beim Abschied geschrieben:

„Himmliche Seele! Das harte Schicksal zwingt mich zu scheiden, doch nicht in Ewigkeit auf Dich, Süßeste, zu verzichten. Unsere Seelen haben einen Bund geschlossen, der unaufhebbar ist. Der ausgebrochene Krieg wird mir Gelegenheit geben, auf den Schlachtfeldern auszuzeichnen oder einen ruhmvollen Tod zu finden. Entweder, Geliebte, siehst du mich als Regimentskommandeur wieder, oder man wird den Leichnam eines Helden auf dem Felde der Ehre finden, der nicht allein fürs Vaterland und seinen König sein Blut vergoß, sondern für ein Wesen, das ihm teurer war als alles, was das Weltall umschließt. Diesen Namen zu erringen, will ich im Schlachtgetümmel mich auf die Knie stürzen, wie der blutdürstige Tiger auf seine Beute. Für die Himmliche! Unterliege ich im Kampfe, so sterbe ich mit Troste, bald mit Dir vereint zu sein, denn ich weiß, Du wirst mir bald nachfolgen, da Deine Seele nicht ohne mich zu existieren imstande wäre. So leb denn wohl, Rosamunde, lebe wohl und wir uns einstens hier oder dort wiedersehen. Dein Edd

Wie anders klingen die Felspostbriefe von heute! Und doch damals das Volk nichts Absonderliches in solchen Sentimentalen. Die Dichter und Dichter gaben ihnen ein Beispiel darin. Nicht nur zwischen Liebenden, sondern besonders zwischen denen gab es einen Reichtum an Gefühlseligkeit, der in vollen Worten ausströmen mußte. Der schwärmerische Lavater ließ sich schon in den Anreden nicht genug tun. An Frau von Schlegel schreibt er einmal: „Liebe Seele Vengesele und Komme!“ — Dann aus seinem Briefwechsel mit Herder. Wenn den mit dem schriftlichen Gedankenaustausch zweier moderner vergleicht! Herder schreibt z. B.: „Jetzt, Freund, kann nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte weinen — hinübergeistern — zerfließen — an Deiner liegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit Dir zuführen — und sogar — nichts sagen, bliden, drücken, Du bist, und wir sind!“ —

Und nicht Lavater allein. Wir wissen von Wieland, Merck, allem von dem Allweltsfreund Leuchsenring, daß ihnen Empfindsamkeiten nicht fremd waren. Voss und Bürger, und ihre Zeitgenossen fanden im Wortüberflusse die allen ihrer reinsten Freuden“. Voss sogar seine Lebens- in. Daß in jenen Freundschaftsbriefen nicht an Küßen Weinen gespart wurde, nimmt nicht wunder. Besonders einfluten rannen durch den ganzen Freundschaftskultus. schlich mangelte jenen Episteln auch nicht die Länge. Reichten eigenen Erlebnisse nicht aus, so blieb der Brief liegen, bis Ereignisse seine Seiten füllen konnten, oder bis schöne, volle Stellen aus Zeitgenossen dazugeschrieben wurden. an mitgeteilten Freuden vermochte der Empfänger allein zu tragen. Er mußte seinen ganzen Kreis teilnehmen lassen. subelten und weinten dann mitammen.

Die Briefe achtete man damals als „Gradmesser der Bildung“, den den „Hauptmaßstab für die Wertschätzung des Charakters“. Das sind sie auch heute noch. Nur der Charakter hat sich ge- ilt. Dazwischen schiebt sich ja auch noch die Zeit der — Post. Denn es ist noch nicht allzu lange her, als das Schreiben Briefen häufig auf ein Mindestmaß beschränkt wurde. Natur- Geschäfts-, Beileids- oder Empfehlungsschreiben konnten umgangen werden, aber zum rechten Gedankenaustausch die Zeit. Das brachte das Jahrhundert der Erfindungen, das Telephon und den Telegrammverkehr bevorzugt, welches ichen zu Mitteilungen verwendet, mit sich. Die Schreib- eine nahm dann völlig jede Persönlichkeit aus dem Briefe. und als die Ansichtskarte ins Leben trat! Die grub Grab des Briefschreibens! So bequem, so schnell zu erledigen ch eine Karte. Oft nimmt das Bild den größten Raum gleit. Und so wenig zu denken hat der Schreiber oder die Schrei- notwendig; manchmal sind Verse so schön vorgedruckt, daß gen wirklich nichts mehr übrig bleibt! Wie angenehm ist der Oberflächlichkeit! Wie geschwind sind die Briefpflichten hen! — Die Ansichtskarte wurde zur Mode und würde es nicht noch sein, wenn nicht, alles bisherige unwertend übernd, die Kriegsfurie ins deutsche Land gerast wäre. Aber, ie so manches Alte neu gemacht hat, so setzte sie auch den in längtvergeffene Rechte ein. Der Gedankenaustausch, in sich die Menschen wieder einmal näher treten, sich etwas gen wissen, der ist wieder lebendig geworden.

Der Felspostbrief zeigt es. Nicht nur aus den Schichten der deten, aus den Kreisen des Volkes liegen Brachterzeugnisse Gefühls- und Gedankentiefe vor der Öffentlichkeit.

Die Nüchternheit des sonstigen schriftlichen Verkehrs ist ver- gen; Frau Sehnsucht hat Wohnung genommen in den Herzen Menschen und hat längst Vergessenes zu neuem Dasein erweckt. wo in der Familie die Einförmigkeit des Alltagslebens, aus Miteinander- ein Nebeneinandergehen werden ließ, schlug injame Sorge die Lässigkeit nieder. Der draußen Kämpfende, oder Sohn, wird sich der Heimat, der Liebenden zu Hause öllig bewußt. Was ihm oft ermüdend, gleichgültig schien, ihm die Sehnsucht in verklärtem Lichte. Ideallisiert, was nicht genug bewertete! Bei den Dabeingebliebenen auch. hier die Selbstsucht es sich behaglich breit gemacht hatte, Sehnsucht verdrängt sie. Eigene Nöte verschwinden gegen große allgemeine Leid. Die deutsche Frau, auch die ein- Väter, steigt höher durch Selbsterziehung, wenn sie den Fernen Sorgen verschweigt und mutig trägt, was der Krieg ihr adete. Und das spricht auch aus ihren Briefen. Mut und ie Frauen zu dem, der Deutschland schützen hilft. Durch die für wehen seine, zarte Schwingungen, Töne der Sehnsucht. Menschen beglücken einander, durch Not getrennt, tausend- u mehr als oft in den unausgeglichenen Stunden des Friedens. u spiegelt der Gedankenaustausch in den Briefen wieder. und wenn des Krieges Stürme einmal schweigen, wird der

Briefverkehr nicht so bald wieder im Einerlei des Tages unter- gehen. Dazu war sein Wiederaufleben zu gewaltig, seine Macht auf das Gemüt zu nachhaltig. So schnell versiegen erweckte Töne im deutschen Volke nicht.

Ferngespräch.

Der Glode Reichen schritt durchs stille Haus,
Um diese Zeit? — Wer weiß, daß ich noch wache,
Daß eine Unruh mir im Blute siedt,
Die allen Schlaf mir nimmt und immer wieder
Mich wartend durch die dunkeln Zimmer treibt? —
„Wer ruft?“ — „Ich bin“, — „Schninn's wie aus weiter Ferne,
Und dann hör' ich das Wort, den einen Namen,
Mit dem mich nur ein ein'ger ruft und nennt.
Und jauchzend geb' ich einer Stimme Antwort:
„Du bist es, Liebster, — so ist alles gut!
Kommst du zu mir auf Urlaub? — Leichtverwundet?
Wo bist du? Sprich. — Nein, ich versteh' dich nicht,
Es klingt so wirr und fern. — Sag, daß du lebst,
Und wann du kommst, — es ist so einsam hier.
— Sag, daß du mich verstehst, sag meinen Namen,
Das liebe Wort, womit du mich gerufen — —“
Es rauscht und klingt. — Ob meines Herzens Schlag
Mein eignes, unruhvolles, banges Blut
Den Klang der fernern Stimme übertönt?
— Was ich auch sehnd in die Ferne sage,
Es kommt kein Laut, kein einzig Wort zurück,
Und totensstill liegt rings das leere Haus
Die Uhr holt aus zum Schlag. Drei harte Schläge.
— Die Stunde merkt ich mir. Du hast gerufen.
Nach meiner Nähe hat dein Herz geangt,
Aus Qual und Tod hast du nach mir verlangt —
So will ich stille werden, dich zu finden.
Ich sende suchend meine Seele aus,
Daß fern zu dir mich meine Sehnsucht führen,
Daß meine Seele jezt dein Rahsein spüren,
Daß sie dir in der letzten Not begegnet,
Und meine Liebe dich noch einmal segnet.

Maria Grieb.

Fürs Haus

Gefridte graue Sportjade.

Die Sport- oder Golfjaden erfreuen sich auch weiterhin der größten Beliebtheit. Diese viele Jahre alte Mode hat nur insofern eine Wand- lung erfahren, als diese Jaden nicht mehr in Weiß hergestellt werden,



vielmehr in den verschiedensten Farben gestrikt oder gehäfelt werden. Auch die Ver- bindung zweier Farben, wie grau-weiß, nimmt sich sehr hübsch aus. In dieser Weise wurde auch die Jade gefertigt, die unsere Abbildungen darstellen, und zwar ist die ganze Jade in dem nebenstehend abgebil- deten Muster in grauer Sportwolle gestrikt, während der aus einfachen, rechten Maschen bestehende Rand in weißer Wolle angefügt ist. Um die Jade zu striden, verfährt man folgendermaßen: Man legt einen gut pas- senden Schnitt zugrunde, der aus 5 Teilen (Rücken, 2 Vorderteile, 2 Ärmel) besteht, und be- ginnt mit dem 5 Zenti- meter breiten, glatten Rand aus rechts gestrick- ten Ma-



Arbeitsprobe zur Sportjade.

schon. Dann wird das Muster gestrikt, und zwar strickt man drei Touren je 3 Maschen rechts, 5 Maschen links, dann eine Tour rechts darüber, die nächste Tour wird gewechselt, dann wieder eine Tour rechts, die folgen- den wieder 3 rechts, 5 links und so bis zum Schluß. Ärmeln und Ärmel- aufschläge sind nur rechts gestrikt. Zur Verwendung kam graue und weiße vierfache Sportwolle. Die Jade ist mit einer Doppelreihe weißer Perl- mutternöpfe versehen. Modell: Gerold & Wilhelm, Leipzig.

Unsere Bilder

Der Schauplatz des Donauübergangs bei Orsova. Links das unga- rische, rechts das serbische Ufer. In der Mitte die frühere türkische Insel Ada Kaleh, von der die österreichisch-ungarischen Truppen während des

